



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ein süddeutscher Patriot vor hundert Jahren.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Ein süddeutscher Patriot vor hundert Jahren.



Als die Folgen der großen französischen Staatsumwälzung auch im deutschen Leben sich immer mehr in störender Weise fühlbar machten, klagte Goethe, daß das Franztum jetzt, so wie es einst das Luthertum gethan habe, ruhige Bildung zurückdränge. Diese Worte sind lange Zeit vorwiegend so gedeutet worden, als ob sich in ihnen der Ärger des „Kunstgreises“ Luft mache, der es unangenehm empfand, daß der Wellenschlag einer mächtigen politischen Bewegung die Zirkel seiner ästhetischen Weltbetrachtung durchbrach. Nachdem wir durch Clemens Theodor Berthes und Ludwig Häußer, besonders aber ganz neuerdings durch Woldegar Wenck von den geistigen Zuständen Deutschlands beim Ausbruch der Revolution ein volleres und richtigeres Bild erhalten haben, tritt auch das Goethische Urtheil in eine andre Beleuchtung und dürfte jetzt als umfassender Ausdruck geschichtlicher Wahrheit auch solchen erscheinen, deren persönliche Neigung mehr der politischen That, als der künstlerischen Betrachtung zugekehrt ist. In den Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist für Deutschland das Geburtsdatum jener Macht zu setzen, die im modernen Staatsleben regelmäßig als die entscheidende angerufen wird — der öffentlichen Meinung. Ihrem Erstarken entspricht das Wachstum einer politischen Presse. Aber nicht bloß auf dem Gebiete der Publizistik, sondern im gesamtstaatlichen Leben der Deutschen können nur mit Erstaunen die Fortschritte wahrgenommen werden, mit denen unser Volk am Vorabend des Bastillensturmes den einst so viel bewunderten und thöricht nachgeahmten westlichen Nachbar endgiltig überholt zu haben glaubte. Mehr als nur geschichtlichen Wert darf eine Betrachtung beanspruchen, welche aufzeigt, in welchen besondern Richtungen jener erfreuliche Aufschwung des staatlichen und nationalen Lebens zur Geltung gekommen war und wo dann doch das Verhängniß begründet lag, durch welches unser Vaterland nochmals, und in stärkerem Maße als je vordem, französischem Übergewicht unterworfen werden sollte.

Dem Beispiel Friedrichs des Großen, seinen Thaten als Feldherr und Regent war vor allem die Wendung zum Bessern zu danken, welche das deutsche Leben seit Beginn der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufweist. Preußen vornehmlich hatte sich als Musterstaat des Fortschritts bewährt, und hier hatte sich eine staatliche Gesinnung, ein gemeinsames Volksbewußtsein ausgebildet — preußisch und zugleich deutsch —, wie es anderwärts nicht zu finden war. Aber auch in Süddeutschland war der Name eines Patrioten zu Ehren

gekommen. Ein freudig patriotisches Bewußtsein spricht sich in den Worten aus, mit denen Christian Daniel Schubart im Jahre 1774 zu Augsburg seine „Deutsche Chronik“ eröffnete. „Haben wir jemals — sagt hier der später so unglücklich gewordene Dichter und Publizist — Ursache gehabt, stolz auf unser Vaterland zu sein, so ist es gewiß der gegenwärtige Zeitpunkt. Der Ausländer blickt iho mit Neid auf eine Nation hin, die er sonst durch Ränke und Morden zu bezwingen suchte, aber niemals bezwang. Wir, die wir sonst zur knechtischen Herde der Nachahmer hinabgestoßen wurden, stehen nun als Kolosse auf europäischem Boden und werden an Mut und Genie Originale vor unsern Nachbarn. Wir haben einen Kaiser Josef und einen König Friedrich, die, auf jeder Seite betrachtet, die Einzigen in der Welt sind.“ Das deutsche Selbstbewußtsein scheute nicht mehr den Vergleich mit den Fremden, im Gegenteil, wenn unsre Vorzüge gegen die jeder andern Nation in die Waagschale geworfen wurden, so schien die Entscheidung zu unsern Gunsten zu fallen. Allerdings tritt auch sofort in charakteristischer Weise hervor, daß vornehmlich auf persönliche Eigenschaften Gewicht gelegt wurde; sonst hätte der Zweifel sich melden müssen, ob Deutschland nicht mit einem großen Herrscher besser fahren würde, als mit zweien. So viel war noch übrig vom einheitlichen Reichsgedanken, daß diese Erwägung nicht ganz außerhalb des Gesichtskreises der Zeit blieb. Ruft doch Schubart selbst an einer andern Stelle aus: „Ich bin Cäsarianer!“ Aber freilich, die Größe seines Friedrich, dem er von Kindesbeinen an, neben Klopstock, die glühendste Bewunderung gezollt hatte, hätte Schubart darum nicht missen mögen. Sa für eine ferne Zukunft wagte er sogar den Traum zu träumen, daß einem andern Friedrich alle diese Macht zufallen würde, die jetzt nur vom deutschen Namen umfaßt wurde. Ein politisches Phantasiemalder des Franzosen Mercier, betitelt „Das Jahr 2440,“ hatte damals viele Leser gefunden. Schubart macht in seiner Chronik (Jahrgang 1776, S. 587) darauf aufmerksam, daß schon früher in ähnlicher prophetischer Weise ein Engländer ein Leben Georgs VI., eine Chronik des zwanzigsten Jahrhunderts, geschrieben habe. Und der Engländer, meint Schubart, übertreffe den Franzosen an Wahrscheinlichkeit der Schlüsse bezüglich der Veränderungen, welche bis zu dem von ihm herausgegriffenen Zeitpunkte in den europäischen Zuständen eingetroffen sein würden. Unter den angeführten Phantasien interessieren uns heutzutage vornehmlich zwei: „In Italien herrscht ein König in Venedig und ein König in Neapel, der nun seinen Thron in Rom aufschlug und dem Bischof manchmal die Ehre erweist, ihn zur Tafel zu ziehen. In Teutschland herrscht Kaiser Friedrich, der die preußischen und österreichischen Staaten zusammen besitzt, die Schweiz eroberte und die Türken aus Europa drängte. Alle Kurfürstentümer, Herzogtümer, Fürstentümer, Freistaaten sind verschwunden. Elsaß und Lothringen sind wieder teutsche Provinzen.“ Den Ideen der Zeit gemäß ist der hier geträumte Friedrich nicht als Nachfahre der Staufer, sondern jedenfalls als

Hohenzoller zu denken, aber erst im zwanzigsten Jahrhundert soll ihm all diese Herrlichkeit eines neu erstandenen, von Grund aus umgestalteten deutschen Kaisertums zufallen. Die Hohenzollern sowohl wie die deutsche Nation hatten somit noch lange Zeit, um zum Ziele zu kommen, sie brauchten sich nicht gar zu sehr zu beeilen und sich über den sichersten und kürzesten Weg den Kopf zu zerbrechen. Vor der Hand konnten auch weiter schauende Patrioten sich dabei beruhigen, daß, wenn die Häuser Habsburg und Brandenburg nur wollten, Deutschland einig und die geeinte Macht desselben jedem auswärtigen Gegner gewachsen war.

Dieses Verhältnis des Hand in Hand Gehens der beiden führenden Mächte malt sich der Patriot mit besondrer Vorliebe aus. Hoch erfreut ist der Verfasser der „Deutschen Chronik,“ wenn er am Schlusse des Jahres 1775 ausrufen darf: „Deutschland, von Josef und Friedrich bewacht, mitten im Frieden von einer halben Million Krieger beschützt!“ Mit Begeisterung stellt er sich schon eine Verbrüderung auch zur See vor. „Es scheint, schreibt er (1775, S. 242), als wenn wir jetzt auf einmal zwei deutsche Seemächte bekommen sollten.

Schon ziehen sie in Sturm und Wetter  
Heran; Neptun, erhebe dich!  
Empfang des Meeres neue Götter:  
Josef und Friederich!

In Ostende und Niepoort macht der Kaiser alle Anstalten, eine Flotte zu errichten. Dies hat die Holländer so aufmerksam gemacht, daß sie nicht nur die Ausfuhr alles Schiffgerätes, sondern auch ihren Einwohnern verboten haben, einer fremden Macht zur See zu dienen. In den preußischen Häfen Stettin, Memel und Emden sind bereits verschiedene Schiffe zum Auslaufen fertig, und wenn Friedrich noch Danzig bekommt, so wird's ihm ein Leichtes sein, eine Seemacht zu errichten, die in kurzem der russischen gleichkommt. Dann sollen's fremde Nationen mit Staunen erfahren, was deutscher Mut auch auf'm Meere vermag. Auch von uns wird's dann heißen:

Sie siegen in der finstern Schlacht,  
Wo Schiff an Schiff sich donnernd legt.“

Durch die Siege Friedrichs hatte die ganze Nation wieder das Vertrauen zu ihrer kriegerischen Tüchtigkeit gewonnen. Im Jahrgang 1775 der „Chronik“ (S. 155) urteilt Schubart: „Die Vorzüge der Deutschen vor andern Nationen sind nirgends auffallender, als in der Kriegskunst. Daher sind auch deutsche Offiziere in der ganzen Welt willkommen. Welches Land kann uns Friedriche, Heinrichs, Ferdinands, Loudons, Bietens und noch andre unsterbliche Helden entgegensetzen? Sonst rühmten sich die Franzosen, die größten Meister in der Kriegskunst zu sein. Aber jetzt!“ Auch sonst sehen wir auf allen möglichen Gebieten der Erfindung den deutschen Geist den Vorrang behaupten. „Wenn

der Ausländer uns phlegmatische Kerls nennt, uns Genie und Wiß abspricht und uns gern unter der Sklavenherde der Nachahmer zum Thore 'naustreiben möchte, und wir dann dastehen und auf die Brust schlagen und sprechen: Habt ihr auch erfunden, was wir erfunden haben? so muß er uns mit Ehrfurcht ansehen und Gott danken, wenn wir nur Kameraden mit ihm sein wollen. Der Kerl hat's Pulver nicht erfunden, pflegt man im Sprichwort von einem dummen Menschen zu sagen, aber wir haben's erfunden. Die ganze Geschützwissenschaft ist unser; die Buchdruckerkunst ist unser; die Kupferstecherkunst und Sammetstich und Holzschnitt sind unser. Ha, majestätische Orgel, du bist unser Geschöpf und auch du, zärtlich girrendes Klarinett! Wir haben Göttergebäude hingetürmt und den Riß, wie Gott, als er Welten schuf, aus uns selber genommen; der Sklave der Säulenordnungen nennt sie gotisch, aber der Seher, der wie Goethe sieht, bleibt staunend vor diesen Gebäuden stehen und bemerkt die lichterhellen Züge altdeutscher Geisteskraft. Und noch giebt's große Seelen unter uns, die so lange in die Nacht hineinschauen, bis es dämmt oder bis ein Flämmlein auffährt, das den umnachteten Pfad beleuchtet. Eben dieses stete Hinschauen, eben diese Geduld und dies Harren, das den Erfinder und Entdecker charakterisirt, ist unser Eigentum und hebt uns über alle Nationen der Welt empor.“ Angesichts solcher Überlegenheit des deutschen Geistes glaubt Schubart die Hoffnung begründet, daß die deutsche Sprache auch in aristokratischen und fürstlichen Kreisen, wo sie noch so vielfach hinter die französische zurückgesetzt wird, sich bald die gebührende Geltung verschaffen werde. „Die regierende Markgräfin von Baden-Durlach, Klopstocks große Beschützerin, gehört unter die einflussvollsten und belesensten Damen der Welt, und hält sich nicht für zu groß und vornehm, deutsch zu können“ (1774, S. 443).

War überhaupt französische Sprache und Literatur noch von nöten, um Lücken unsrer eignen Bildung auszufüllen oder um für die Racheiferung der Deutschen Muster und Vorbild abzugeben? Leibniz, Thomastius, Gottsched u. a. hatten in patriotischem Sinne das Studium und die Nachahmung der Franzosen empfohlen, damit ihre Landsleute umso rascher dazu gelangen sollten, es ihnen gleichzuthun. Und noch nicht lange war es her, daß Voltaire gemeint hatte, mehr Geist und weniger Konsonanten, dies wäre die Voraussetzung, unter welcher es die Deutschen möglicherweise auch in der Literatur zu etwas bringen könnten. Im Jahre 1774 aber, als Schubart seine Chronik anfang, hatte ein Süddeutscher in den „Leiden des jungen Werthers“ und ein Norddeutscher in der „Lenore“ gezeigt, daß deutscher Geist und Konsonantensprache Werke schaffen konnten, denen an Ursprünglichkeit, Tiefe und zauberischer Gewalt nichts Französisches zu vergleichen war.

Freilich in Sitten und Gebräuchen, in Mode und Tand steckte noch überall des Französischen übergenug. Und gerade hier entlädt sich am heftigsten Schubarts patriotischer Zorn. Macht es ihm doch immer ganz besondres Vergnügen,

den windigen Kokoto-Franzosen und seinen noch windigeren Nachäffer in Gegen-  
satz zu stellen zum Kerndeutschen, zu „ganzen Kerls,“ wie etwa Klopstock, Friß  
Stolberg oder Goethe. Das Franzosentum, wie es charakterisirt ist durch die  
Namen der Pompadour und Dubarry, ist die ständige Zielscheibe seines Spottes  
und Hohnes. Daß der deutsche Adel sich noch immer nicht dieser zu feichter,  
schwächlicher, weiblicher Afterbildung ausgearteten Kultur entziehen will, ist  
der Hauptvorwurf, den Schubart gegen die deutsche Aristokratie erhebt, deren  
Rechte und Vorrechte er sonst zu achten geneigt ist. „Ich hab' es gesehen,  
welchen elenden Leuten unser Adel seine Kinder zur Erziehung anvertraut. Der  
Kerl darf nur eine Drahtpuppe sein, in modischen Kleidern stolziren, ein gut  
gekräufeltes Haar haben, dem Unsinn seines gnädigen Patrons Beifall zunicken,  
der gnädigen Frau am Puztisch ein Feenmärchen vorlesen und mit ihrer  
Kammerjungfer vertraut sein, so ist er der beste Hofmeister von der Welt. Da  
schießt denn der Sunker wie ein Pilz neben ihm auf, weiß nichts von Gott,  
Weisheit und Tugend — genug, das Herrchen ist alle Tage frisiert, schießt  
Spaßen, familiarisirt sich mit seinen Hunden, tanzt ein Menuett, kimpert was  
Ärmliches auf dem Klavier und leckt den ankommenden gnädigen Fräuleins  
sehr artig die Hände. Und bei diesen Leuten soll der Schriftsteller den guten  
Ton studiren? Daß Gott erbarm!“

Das wirkliche und ernsthafte staatliche Leben hatte sich im vorigen Jahr-  
hundert aus dem Reiche und seinen Organen beinahe ganz zurückgezogen in die  
einzelnen Territorien, die je nach ihrer verschiedenen Größe, Art und Beschaffen-  
heit freilich ein sehr verschiedenes Bild darboten. Sofern eigentliche staatliche  
Thätigkeit in Frage kommt, haftet daher der Blick des patriotischen Publizisten  
vorzugsweise an den Handlungen der halb- oder mehr als halbsouveränen  
Partikulargewalten. Hier trat nun freilich ganz besonders die Zweiseitigkeit  
der Zeit und ihrer Entwicklung zu Tage. Es war die Zeit des aufgeklärten  
Absolutismus. Unendlich viel, ja beinahe alles hing bei dieser Regierungsform  
von der Persönlichkeit des Regenten ab. War dieser wohlwollend und tüchtig,  
so mochte das Volk sich nicht wohl etwas Besseres wünschen, als einen solchen  
Landesvater; kam das Regiment an einen herzlosen Egoisten und Lüstling, so  
war es, als ob Land und Leute einem Räuber in die Hände gefallen wären.  
Im Vergleiche mit Frankreich gewährte die Vielherrschaft im deutschen Vater-  
lande den Patrioten den Trost, daß doch von so vielen Staatsoberhäuptern  
nicht alle zugleich schlecht sein könnten. In der That hat Deutschland gerade  
in dieser Zeit, sogar auch in geistlichen Staaten, eine Reihe von regierenden  
Herren aufzuweisen, deren Andenken verdient, in Ehren gehalten zu werden,  
auch ganz abgesehen von Friedrich und der großen Habsburgerin Theresia. Da  
gab es denn viel Böbliches und Erfreuliches zu berichten von Maßnahmen  
einer aufgeklärten Verwaltung, einer vorsorglichen Polizei und einer aufs all-  
gemeine Wohl bedachten Volkswirtschaftspflege. Wer einmal, wie Schubart und

wie die ungeheure Mehrheit der gebildeten Deutschen jener Zeit, die Monarchie in der Form unumschränkter Fürstengewalt grundsätzlich als die den kontinentalen Zuständen angemessenste Regierungsform betrachtete, der durfte wohl stolz sein auf manches, was in gut regierten deutschen Ländern doch weit besser war, als in dem durch Druck und Willkür des Hofes, durch Mätressenregiment und einen sittlich verkommenen Hofadel heruntergebrachten Frankreich. In rührender Weise erzählt die Chronik vom 20. November 1775: „Die Unterthanen des Fürsten von Dessau sollten im letzten deutschen Kriege eine starke Kontribution bezahlen. Das wird ihnen weh thun, dachte der edelmütigste Fürst. Verkaufte sein Silberzeug, Juwelen und andre Kostbarkeiten und zahlte die Summe selbst, und da er die Not seiner Unterthanen erkannte, verließ er sein Land und reiste einige Jahre als bloßer Cavalier, in der Absicht, seinem Volke die Abgaben zu ersparen und Schulden, die er nicht gemacht hatte, abzutragen.“ Das Ideal einer wohlwollenden und aufgeklärten Verwaltung aber lag dem Chronikschreiber, namentlich seit das Blatt in Ulm herauskam, ganz in der Nähe. Es ist die Verwaltung Karl Friedrichs in der Markgrafschaft Baden-Durlach. „Dorthier — schreibt Schubart (1774, S. 447) — erhalten wir in drei Bänden eine vollständige Sammlung aller Baden-Durlachschen Anstalten und Verordnungen, von Herrn Gerstlacher gesammelt und mit einer sehr lehrreichen Vorrede herausgegeben. Diese Anstalten und Verordnungen verbreiten sich über die wichtigsten Gegenstände des Staates, über Kirchen- und Schulwesen, über das Leben und die Gesundheit der Menschen, die Versorgung der Armen und Steuerung des Bettels, die innere Landesicherheit, die Versorgung der Witwen und Waisen, die Verhütung der Feuergefährdung und Entschädigung der durch Brand verunglückten, die Förderung der Kommunen, die Erhaltung der Wege und Straßen, die Beförderung des Nahrungsstandes und der Landwirtschaft und endlich die Pflege der Professionen und Handwerke. Baden-Durlach gehört seit der weisen Regierung des jetzigen Fürsten unter die glücklichsten und am besten eingerichteten Staaten der Welt, sodaß andre Provinzen mit nachahmender Eifersucht darauf hinblicken. Was der spekulative Weise bei der nächtlichen Lampe wünscht und niederschreibt, ist hier verwirklicht. Welche Anstalten zur Glückseligkeit des Volkes! Welche bis ins kleinste ausgearbeitete Polizei! Das beste, herrlichste Kollegium, das man über die Polizei und Kameralwissenschaften lesen kann, ist wohl diese Sammlung. Alles läßt sich, mit geringer Änderung, auf jeden Staat anwenden. Heil dir, Karl Friedrich, vor Gott und allem Volke!“ Am 7. Dezember 1775 wird hervorgehoben, daß das Beispiel Karl Friedrichs erst kürzlich Nachahmung gefunden habe durch vortreffliche Polizeieinrichtungen in Wien, München und Mannheim. Von jener Opposition gegen Vielregiererei und jenem Widerstreben gegen bürokratische Bevormundung und überflüssige Belästigung durch polizeiliches Reglementiren, welches später einen Hauptzug des deutschen Liberalismus ausmachte, ist bei

Schubart, der sich doch persönlich gern in „genialischer“ Freiheit des Lebens aus-  
 tobte, keine Spur zu finden. Er befreundet sich mit der Zensur, wenn diese von der  
 guten Absicht geleitet ist, unsittliche und pfäffisch verdummende Bücher zu unter-  
 drücken. Manche Willkürmaßregel Josefs II. findet darum seinen vollen Beifall.  
 Von Ludwig XVI. rühmt er, daß vernünftige Sparsamkeit aus allen seinen  
 Anstalten hervorleuchte. „Da der Franzose bisher nur zu viel seinem Vergnügen  
 aufopferte, so will der König einen großen Teil des Aufgewendeten zum all-  
 gemeinen Besten verwenden. Er will diesem leichtfertigen Volke Gutes thun,  
 wenn es sich auch dagegen sträubt.“ Von diesem Standpunkte aus werden  
 Luxusgesetze und Kleiderordnungen gepriesen. Ja der Landgraf von Hessen  
 wird höchlich belobt, weil er eine Verordnung erlassen hat des Inhalts: daß  
 in Zukunft niemand von Bürgern oder Bauern, noch auch ein herrschaftlicher  
 Livree-Bedienter seine Kinder von den gemeinen Hantirungen ab- und zum  
 Studiren oder zu dem Stande der sogenannten Honoratorium erziehen solle,  
 er habe denn vorher hinlängliche Attestata von der Fähigkeit, Talenten u. s. w.  
 beigebracht und die hohe gnädigste Einwilligung dazu erhalten. „Möchte doch  
 — ruft Schubart aus — diese Verordnung in unserm lieben Vaterlande allgemein  
 werden! Warum sind wir mit so vielen Stümpfern und Dummlingen im Reiche  
 der Gelehrsamkeit überschwemmt? Weil nicht der Staat, sondern der Vater  
 über die künftige Bestimmung seines Sohnes entscheidet.“ Dem Staate war  
 der aufgeklärte Patriot jener Zeit bereit, alles zuzugestehen, wenn nur der  
 Staat selbst und sein Herrscher aufgeklärt waren. Hierin mag wohl der Haupt-  
 grund zu suchen sein, warum Schubart, der die Schattenseiten fürstlicher Will-  
 kürherrschaft zu beobachten hinlängliche Gelegenheit hatte, der überdies an mehr  
 als einem Orte die Freiheit Englands und den Charakter des freien Engländers  
 preist, doch niemals auf eine verfassungsmäßige Beschränkung der monarchischen  
 Gewalt auch nur leise hindeutete. Wenigstens nicht in den Jahrgängen 1774—77  
 seiner Chronik, welche vor seine zehnjährige Gefangenschaft auf dem Alperg  
 und vor die französische Revolution fallen. Daß eine solche Andeutung dem  
 Chronisten zu gefährlich erschienen wäre, ist nicht anzunehmen; einem Schrift-  
 steller von Schubarts Federgewandtheit mußte es ein Leichtes sein, für einen  
 derartigen Gedanken — wenn nur der Verfasser selbst im klar bewußten Besitz  
 desselben war — eine unverfängliche Einkleidung zu finden. Die Sache ist  
 umso auffälliger, da Schubart ein Schwabe war und, nach mehrjährigem Aufent-  
 halt in der herzoglichen Residenz Ludwigsburg, ein halber Württemberger. In  
 Württemberg aber hatte sich eine auf Vertrag vom Jahre 1514 beruhende  
 landständische Verfassung erhalten, deren Gerechtfame soeben gegen willkürliche  
 Eingriffe des Herzogs Karl Eugen mit großer Hartnäckigkeit verteidigt worden  
 waren, was zu einem Konflikt führte, der erst nach vieljähriger Dauer durch  
 ausländische Vermittlung leidlich beigelegt wurde. Schubart thut der württem-  
 bergischen Verfassung und des württembergischen Verfassungstretes nirgends

Erwähnung, nicht mit einem einzigen Worte. Offenbar sah die öffentliche Meinung der damaligen Zeit in dieser Verfassung und dem ihr zu Grunde liegenden Tübinger Vertrage nicht, wie wir heute zu thun geneigt wären, die entwicklungsfähige Grundlage eines Rechtsstaates, man erblickte darin nur die wohl erworbenen Vorrechte einzelner Klassen von Privilegirten. Der moderne konstitutionelle Gedanke kam als revolutionäre Offenbarung aus Frankreich herüber; man forderte jetzt nicht selten mit Ungeflüm als Menschenrecht, was man da, wo es als Vertragsrecht bestand, mit kaltem und gleichgiltigem Auge betrachtet hatte. Vor der Revolution galt bei dem aufgeklärten Deutschen, wie er durchschnittlich war, die Abwesenheit konstitutioneller Bürgschaften ebenso wenig als ein Mangel und als Zeichen unentwickelten staatlichen Bewußtseins, als man ein Gefühl dafür hatte, wie wenig das ewige Bevormunden und Dreinreden der Polizei geziemend sei für die Würde des reifen Mannes und selbständigen Staatsbürgers.

*Justitia fundamentum regnorum.* In grausamster Weise sollte Schubart durch eignes Schicksal belehrt werden, was ein Staat sei, dessen Grundlage nicht gefestigt ist durch unverbrüchliche Grundsätze des Rechtes. Am 23. Januar 1777 ließ der Herzog von Württemberg den unbequemen Zeitungsschreiber, nachdem er ihn vom sicheren Ulmischen Gebiete hatte weglocken lassen, durch seine Schergen „gefänglich niederwerfen“ und nach der Festung Asperg schleppen. Ohne je vor einen Richter gestellt zu werden, ohne je mit einem Worte zu erfahren, womit er den Herzog so sehr erbittert hatte, brachte der unglückliche Gefangene zunächst 377 Tage in einem finstern, dumpfen Mauerloche zu, von allem Verkehr mit menschlichen Wesen abgeschnitten, und dann unter etwas erleichterten Bedingungen noch weitere neun Jahre im gewöhnlichen Festungskerkler. Den menschenfreundlichen Bemühungen des Grafen Herzberg und des preussischen Hofes gelang es endlich im Jahre 1787, Schubarts Befreiung zu erwirken. Mit derselben launenhaften Willkür, mit welcher der württembergische Despot den Mann, dessen Wort oder Feder ihn gereizt haben mochte, zu unmenschlicher Kerkerqual verurteilt hatte, ernannte er ihn jetzt zu seinem Musikdirektor, zum Hof- und Theaterdichter, und gestattete ihm, die „Chronik“ zensurfrei fortzusetzen. Schubart, stets den Eindrücken des Augenblickes offen, war jetzt mit dem Herzog wieder vollkommen ausgesöhnt. Seine Chronik verriet in Ton und Manier gegen früher kaum eine Änderung. Nicht ohne einige Überraschung wird man wahrnehmen, daß das Urteil, obwohl es unmittelbar unter den Augen des Herzogs geäußert wird, an manchen Stellen freier und unumwundener, in der Form derber hervortritt, als dies früher der Fall gewesen war. In den zehn Jahren, die Schubart auf der Festung zugebracht hatte, hatte die publizistische Presse in Deutschland und die Freiheit der Meinungsäußerung gewaltige Fortschritte gemacht. Und drüben über den Vogesen grollte schon vernehmlich genug der Vulkan, dessen furchtbar großartiger Ausbruch bald

die Aufmerksamkeit aller Völker Europas und der Deutschen insbesondere in solchem Maße in Anspruch nehmen sollte, daß darüber lange Zeit ganz vergessen wurde, was die Deutschen bis dahin selbständig und von unmittelbaren französischen Einflüssen unabhängig mit Bezug auf Staat und Gesellschaft gedacht, erstrebt und geleistet hatten. Die Welt hat sich gewöhnt, mit dem Bastillensturm vom 14. Juli 1789 den Anbruch einer neuen Zeit zu datiren und die gesamte fortschrittliche Bewegung der Neuzeit von dem Anstoße herzuleiten, den der tiers état durch sein Auftreten in der Nationalversammlung zunächst dem französischen Volke gegeben hatte. Es gleicht beinahe der Wiederentdeckung eines verschollenen Landes, wenn die Geschichtsforschung heutiger Zeit das Gedächtnis der Männer, der Gedanken und Bestrebungen wieder auffrischt, welche auf deutschem Boden vor 1789 jene „ruhige Bildung“ herbeigeführt haben, die durch das Franztum erst zurückgedrängt und dann gar in Vergessenheit gebracht worden ist. Vergessenheit ist die härteste Strafe, welche die Gerechtigkeit der Geschichte zuerkennt. Ganz schuldlos wird sich keiner bekennen dürfen, der dieser Strafe verfallen ist. Die Schuld des Geschlechtes, welchem Schubart angehört, die Schuld, welche den schwäbischen Publizisten ganz insbesondere trifft, lag in dem Mangel einer Vertiefung des nationalen Gedankens. Weil alle diese Männer, so Vortreffliches sie im einzelnen gedacht und erstrebt haben mochten, doch nicht die staatliche Einheit als notwendiges und höchstes Ziel aller nationalen Bestrebungen erfaßt haben, deswegen konnte der Sturm aus Westen, entfesselt von einem Volke, das im einheitlichen Nationalstaate sein höchstes Gut erblickte, alles wegfegen, was an politischen Ideen und Bestrebungen in Deutschland minder tief gewurzelt dastand. In welcher Weise von Schubart und seinen Zeitgenossen das „Nationalinteresse“ aufgefaßt wurde, davon kann sich das heutige Geschlecht in Deutschland schwer eine Vorstellung machen. Es verlohnt sich der Mühe, näher zu betrachten, was die „Chronik“ von 1787 (S. 181) in dieser Hinsicht äußert. Posselt hatte in Karlsruhe, bei der ersten Wiederkehr des Todestages Friedrichs des Großen, eine Gedächtnisrede auf den verewigten König gehalten. Schubart, mit Posselt eng befreundet, rühmt diesen Vortrag in begeistertsten Worten. Unter den „erhabenen, kühnen, allen deutschen Patrioten ewig wichtigen Gegenständen, welche hier auf drei Bogen zusammengedrängt sind,“ hebt er aber besonders die Art und Weise hervor, in welcher Posselt des Fürstenbundes Erwähnung gethan hat, dessen Stifter Friedrich war, welchem Europa überhaupt, und ganz vorzüglich Deutschland, so großen Dank dafür schuldig ist. Und nun sagt Schubart wörtlich: „Diese Rede hat ausnehmend viel Nationalinteresse; gegen Universalmonarchie und für deutschen Bund ist gewiß noch niemals so zusammengedrängt vollständig geschrieben worden als hier. Besonders hat Posselt zwei Gesichtspunkte aufgefaßt, die man bisher wie Klippen vermied — die eine, was dieser Bund für den Kaiser sein kann, die andre, was er für jeden einzelnen Mann in Deutsch-

land wirklich ist. Die Nation muß wissen, daß ihr so viel daran liegt als ihren Fürsten, daß Deutschland nicht unter einen komme." Hier finden wir die staatliche Einheit der Nation gerade aus dem Grunde verneint, weil von Schubart in der erlauchten Republik deutscher Fürsten Preußen die Führung zugebracht ist. Schubart hat sich früher als „Cäsarianer“ bekannt, den Schritt zu dem kühnen Gedanken einer Trennung von Habsburg wagt er nicht zu thun; um den zum größten Teile undeutschen Einfluß Österreichs auf Deutschland möglichst unschädlich zu machen, denkt er sich als das wirksamste Mittel eine dauernde Vereinigung des hohen Adels deutscher Nation in bündischen Formen unter Preußens Leitung. Die Zurückweisung Österreichs kleidet sich in die Form der Verwerfung der Universalmonarchie, ein krankhaftes Furchtgefühl, das namentlich auch den begeisterten Lobredner des Fürstenbundes, den Historiker Johannes Müller, verfolgte. Gerade wegen seines Interesses für nationale Kultur in ihrer lebendigen Besonderheit war Müller der entschiedene Gegner der nationalen Einheit der Deutschen. Denn — so war sein Gedankengang — wenn es erst dem Hause Österreich gelungen wäre, die gesamte riesenhafte Kriegsmacht der deutschen Nation in seiner Hand zu vereinigen, dann könnte das Ergebnis nur das sein, daß ein eiserner, von keiner rivalisirenden Macht mehr in Schranken gehaltener Despotismus zunächst jede Freiheit in Deutschland unterdrücken und mit der despotisch beherrschten Macht Deutschlands alles nationale Sonderdasein der europäischen Völker vernichten würde. Eine Erinnerung an Karl V. und eine gewisse Vorahnung Metternichs geben dieser Auffassung einen Schein von Berechtigung. Sie ist jedenfalls das sprechendste Beispiel dafür, wie die verworrene Gestaltung der staatlichen Verhältnisse im römischen Reiche deutscher Nation auch den hellblickendsten und geistreichsten Politikern es unendlich schwierig machte, auch nur theoretisch zu einer befriedigenden Lösung der nationalen Frage zu gelangen. Daß namentlich ein Süddeutscher, heute vor hundert Jahren, noch nicht den Mut hatte, das lösende Wort des Rätsels in dem einfachen: „Ausschluß Österreichs“ zu finden, ist schwerlich irgend einem zu verdenken.

Wenn wir hier von einer Schuld sprachen, so verstehen wir das Wort im geschichtlichen Sinne, ohne damit einen sittlichen Vorwurf für den Einzelnen zu verbinden. Dagegen ist höchst bemerkenswert, daß Schubart daran erinnert, was ein „Fürstenbund“ für jeden einzelnen Mann in Deutschland wirklich sei oder sein könne, beziehentlich sein solle. Es bricht hier die Ahnung durch, welche sich zu klarerer Vorstellung freilich erst fast ein halbes Jahrhundert später unter den Deutschen erhob, daß ohne eine Beteiligung des Volkes an der Verbindung, in welcher Form sie auch immer ermöglicht werden würde, dieser letzteren eine eigentlich nationale Bedeutung nicht zukomme. Kein Deutschland ohne deutschen Reichstag! Freilich haben wir es hier nur mit dämmernden Ideen zu thun, aber sie beweisen, daß, auch ohne französisches Zutun, deutsche

Patrioten auf dem Wege waren, trotz aller Verwicklungen und Verworrenheiten die Gedanken zu finden, welche den Bann lösen sollten, der seit Jahrhunderten die selbständige nationale Entwicklung des deutschen Volkes in Fesseln hielt.



## Dichterfreundinnen.

Von Franz Pfalz.

### 3. Die Titanide.

(Schluß.)



n dem Maße, wie die Leidenschaft von ihr wich, näherte sich Charlotte ihrem Manne wieder. Im Frühjahr 1790 eilte der Major nach Frankreich zurück, bereit, in den bereits ausgebrochenen politischen Stürmen für das Königtum zu kämpfen. Er fand das Regiment Royal Suède, zu dem er gehörte, aufgelöst, aber er verschaffte sich Zutritt zum Könige und bot seine Dienste an. Durch Graf von Ferseu, seinen früheren Chef, wurde ihm bedeutet, daß er gerufen werden solle, sobald es Zeit sei, bis dahin aber solle er, um keinen Verdacht zu erregen, nicht in Frankreich bleiben. So kam er nach Weimar zurück und wartete auf den Ruf, aber vergeblich. Ohne Amt, ohne jede ernste Thätigkeit vergeudete er seine Tage im Kreise der Seinen und am Hofe. Unterdessen sank das Vermögen der Familie immer mehr zusammen. Der Präsident führte den kostspieligen Prozeß weiter und beteiligte sich an gewagten Spekulationen, wie an dem Ankaufe von Salinen und Hüttenwerken in Frankreich. Charlotte widmete sich, um ihre Gedanken auf einen festen Punkt zu richten, mit besonderer Sorgfalt ihren Kindern, denn zu dem Sohne Fritz war in dem Leidensjahre 1790 noch eine Tochter gekommen. Der Hauslehrer, welchen Schiller ihr für Fritz empfahl, war der Dichter Hölderlin aus Schwaben. Die Wahl war nicht glücklich. Hölderlin, in dessen ungemein zartbesaitetem und reizbarem Geistesleben schon damals krankhafte Störungen als Vorboten des spätern Wahnsinns aufzuckten, paßte nicht zu ihr, und sie nicht zu ihm, am wenigsten aber eignete er sich zum Erzieher. Dies sah er selbst ein, und Frau von Kalb erkannte es auch, aber sie hielt ihn fest, so lange sie konnte, weil sie sich gewöhnt hatte, ihn wie einen der Ihrigen mit mütterlicher Sorgfalt zu pflegen. Hölderlin verehrte sie wie ein höheres Wesen, und manches in seinem Hyperion, dessen